

... So ähnlich wie Trumps Frau

Schon auf dem Gang ihrer Station hörte sie das Telefon schrillen. In ihrem Dienstzimmer warf Carin den Rucksack auf die Untersuchungsliege, zerrte den Fahrradfüstling von der rechten Hand und griff nach dem Hörer. Ines, die Stationschwester. Ob sie Frau Doktor kurz sprechen könne. Persönlich. Dringend.

„Hat das nicht Zeit, bis ich mich umgezogen habe?“ Alle wussten, dass sie morgens ein paar Minuten Ruhe brauchte. Und möglichst einen Kaffee.

Als sie in den Kittel schlüpfte, stürmte Schwester Ines ins Arztzimmer, drückte Carin eine Keramiktasse mit Kaffee in die Hand und forderte sie auf, sich zu setzen. Carin nahm die Tasse in beide Hände und blieb stehen.

„Danke! Was gibt es zu beichten?“

Ines sah an ihr vorbei. „Wie kommen Sie da drauf?“

„Seit drei Jahren bin ich hier Stationsärztin, haben Sie mir schon jemals einen Kaffee gebracht?“

„Bitte Frau Doktor, setzen Sie sich!“, wiederholte Ines. Beim Rundgang zum Fiebermessen hatte die Nachtschwester am frühen Morgen Frau Dr. Stern tot in ihrem Bett aufgefunden; beim letzten Check um kurz nach Mitternacht hatte die Patientin noch friedlich geschlafen.

Carin fiel der Kaffeelöffel aus der Hand. „Das kann nicht sein, gestern Abend war ich noch bei ihr, da ging es ihr blendend.“

Die Schwester hob den Kaffeelöffel vom Boden auf und reichte ihn Carin, die bedankte sich und steckte den Löffel in den Mund. Wie durch einen Wattenebel hörte sie Schwester Ines sagen, die Angehörigen seien im Zimmer der Patientin, der Sohn latent vorwurfsvoll, ob sie sie als Zeugin begleiten solle. Carin lehnte dankend ab.

Doch nicht Henny! Zwar war das Sterben alltäglich auf der onkologischen Station, meist kam der Tod nicht überraschend, doch bei Henny schien er keinesfalls akut in Sicht. Was hatten sie übersehen?

Henny, ihre alte Hausärztin, seit zwei Jahren ihre Patientin; Diagnose: akutes zentroblastisches Non Hodgkin Lymphom. Als sie Carin bei der

stationären Aufnahme mit Frau Doktor ansprach, hatte die protestiert, sie solle bitte beim Du bleiben, so wie früher.

Früher – das war Carins Kindheit, damals hatte Henny ihre gesamte Familie über Jahrzehnte ärztlich betreut. *Cariño* hatte sie Carin bei der ersten Spritze genannt und sie beim Piksen mit der Erklärung abgelenkt, das heiße Liebling auf Spanisch. Henny hatte Carin auf dem Rückweg in ihre Körperlichkeit begleitet, als sie in der Pubertät in eine Phase der Magersucht abzudriften drohte. Henny hatte sie beim ersten, heftigen Liebeskummer in den Arm genommen. „Tut mir leid, Cariño, dagegen helfen keine Pillen, aber es gibt eine Medizin, die wirkt immer: Ein neuer Lover.“

Auf Carins Bitte, sie weiterhin zu duzen, hatte Henny vor zwei Jahren geantwortet: „Ich duze dich nur, wenn du es auch tust.“ Sie hatten gemeinsam gelacht und für einen Moment das Damoklesschwert der Diagnose vergessen. Dann war Henny wieder ernst geworden. „Sei bitte ehrlich, falls du dich befangen fühlst oder es dir Unbehagen bereitet, deine alte Hausärztin als Patientin zu behandeln. Ich hätte volles Verständnis, wenn du die Therapie nicht selbst übernehmen willst.“

„Quatsch, Henny! Früher *du*, ab jetzt *ich!*“

Chemotherapie und Bestrahlung hatten zu einer Vollremission geführt, die jedoch nur ein knappes Jahr anhielt. Mit stoischem Optimismus stand Henny die zweite Behandlung durch. Erst als man vor kurzem, anlässlich einer beginnenden Lähmung, einen Befall von Kleinhirn und Hirnhäuten festgestellt hatte, war ihr Kampfgeist ins Wanken geraten. Nach längeren Gesprächen mit ihrem Sohn Georg und der Tochter Angelika hatte Henny dennoch beschlossen, sich weiter behandeln zu lassen, um „noch ein bisschen Zeit zu schinden“.

Erneut schien die Therapie anzuschlagen.

Carin trank den Kaffee aus und zog sich um. Sie fuhr den Computer hoch und klickte sich in die Akte Dr. Henriette Stern.

In der Vorwoche war die Patientin mit dem Verdacht auf eine akute Blutung eingeliefert worden, mit einem Hämoglobin-Wert von sieben Gramm pro Deziliter, nachdem er zwei Wochen zuvor noch bei zwölf

gelegen hatte. Außer diesem Mangel an rotem Blutfarbstoff ergaben die weiteren Laboruntersuchungen keine Auffälligkeiten und keinen Hinweis auf ein tumorbedingtes Versagen des Knochenmarks. Auch die gynäkologische Untersuchung war unauffällig. Auf Nachfrage gab Henny zu, sie hätte schon ein Weilchen ein bisschen Teerstuhl gehabt, aber vermutet, das käme von den neuen Eisentabletten oder vom häufigen Nasenbluten, deshalb habe sie es nicht weiter beachtet. Auch die HNO-Kollegen konnten nichts finden.

Carin hatte nachgehakt, der charakteristische Geruch könne ihr beim Stuhlgang doch wohl nicht entgangen sein? Henny hatte gelacht. „Wer hängt schon den Kopf über die Schüssel und beschnuppert seine Produktionen?“

„Bitte *was* hast du nochmal studiert?!“, hatte Carin sie gefragt und nur ein versonnenes Lächeln geerntet.

*

In Zimmer 17 lag noch ein Hauch von Hennys Parfum in der Luft und mischte sich mit dem Duft der Aromalampe, die Brandschutz-konform auf dem Nachttisch leuchtete, eine Alternative zu den verbotenen Kerzen.

Henny hielt eine weiße Orchideenblüte in den gefalteten Händen; sie trug ihren türkisfarbenen Seidensatin-Pyjama und sah unglaublich friedlich aus, ein Eindruck, den auch nicht die Bandage störte, mit der man ihr das Kinn hochgebunden hatte, um das Offenstehen des Mundes zu verhindern.

Georg, Hennys Sohn, sonst immer adrett und businessmäßig gekleidet, trug ein gestreiftes Jackett und eine karierte Hose, die Krawatte saß schief und er war unrasiert. Augen und Gesicht der Tochter Angelika waren tränenverquollen, ihr schwarzer Zopfmusterpulli verbarg zeltartig die schmale Gestalt und die Haare waren achtlos mit einem Gummi zusammengerafft.

„Gestern habe ich noch mit Mutter telefoniert.“ Sie wickelte ein Papiertaschentuch um den linken Mittelfinger. „Sie hat gesagt, es ginge ihr gut. Und sie hätte auch diese Darmstörung nicht mehr, sie hat das auf Medizinerlateinisch gesagt, es klang so ähnlich wie der Vorname von Trumps Frau.“

„Melania?“, fragte ihr Bruder, „was soll das denn heißen?“

Carin blieb ernst. „Sie meinen Meläna, auf Deutsch Teerstuhl. Wenn im oberen Magen-Darmtrakt eine Blutung auftritt, beispielsweise durch ein Magengeschwür, so reagiert der rote Blutfarbstoff mit der Magensäure und es entsteht Hämatin, das dem Stuhl seine charakteristische schwarze Farbe verleiht, deshalb nennt man die entsprechende Ausscheidung Teerstuhl.“

„Aber das muss doch eine Ursache haben, die man verorten und beheben kann“, knurrte Georg, ein renommierter Diplom-Ingenieur, wie Henny kürzlich stolz erzählt hatte.

„Genau. Deshalb haben wir Magen und Darm intensiv und sorgfältig gespiegelt – aber leider keine Blutungsquelle ausmachen können.“

„Woran ist unsre Mutter dann, verdammt nochmal, gestorben?“

„Mit letzter Sicherheit ist das nur durch eine Obduktion zu beantworten, erklärte Carin. „Ihre Mutter hatte eine fortgeschrittene, bösartige Erkrankung. Und mit einundsiebzig war sie in einem Alter, in dem Herzinfarkte, Lungenembolien oder Schlaganfälle nicht selten sind.“ Sie senkte den Kopf „Möglich ist auch, dass die Blutung, wieder aufgetreten ist, deren Ursache wir leider nicht entdeckt haben.“

Georg schnaubte. „Wir haben ein Recht, zu erfahren, was da passiert ist. Wenn Sie schon nichts finden, will ich vom Pathologen die Todesursache wissen. Wir bestehen auf einer Obduktion.“

„Spinnst du? Nur über meine Leiche“, fauchte seine Schwester und sah Carin anklagend an. „Woher weiß man überhaupt, dass jemand wirklich tot ist?“

Diese Frage hatte sie schon viele Male beantwortet. „Da können wir uns ganz sicher sein. Ströme kann man auch am Patienten messen, zum Beispiel den Herzschlag als EKG oder Hirnströme im Elektroenzephalogramm. Wenn dort über längere Zeit eine Nulllinie sichtbar ist, weiß man, dass das Leben unwiederbringlich vorbei ist.“

Angelika starrte auf das Taschentuch und riss es in vier gleich große Stücke. „Und wie kann man sicher sein, dass der Körper beim Reinschneiden während der Obduktion keinen Schmerz fühlt?“

Georg nahm Carin die Antwort ab. „Angie-Baby, was ist das für eine dämliche Frage, als Physiotherapeutin solltest du doch die Basisfunktionen des menschlichen Körpers geläufig sein!“ Er formte aus Daumen und Zeigefingern ein Oval. „Stell dir eine Glühbirne vor. Die leuchtet nur, wenn elektrischer Strom durchgeht. Sobald der Glühfaden kaputt geht, kann der Strom nicht mehr durchfließen und es bleibt dunkel. So ist das mit Schmerzen auch: Wo nix fließt, tut auch nix weh.“

Angelika warf die zerknüllten Reste des Taschentuches knapp neben den Papierkorb. „Aber wozu soll das gut sein? Mutter hat uns immer wieder erklärt, dass ihr Lymphom unheilbar ist und dass sie irgendwann daran sterben wird. Wir müssen Mama loslassen. Was für einen Sinn soll es haben, einen toten Menschen aufzuschneiden, wenn man ihn schon nicht retten kann?“

„Klarheit, verdammt.“

Carin legte Angelika die Hand auf die Schulter. „Da hat Ihr Bruder nicht Unrecht. Erst die pathologische Untersuchung liefert die definitive Auskunft darüber, ob unsere Diagnose richtig war und was die Therapie bewirkt hat. Und auch, was letztendlich die Todesursache war. Das wüssten wir als behandelnde Ärzte natürlich auch gern. Aber selbstverständlich tun wir nichts gegen den Willen der...“

Angelika sprang auf und riss Hennys Kleiderschrank auf. „Mutters Willen. Ihre Patientenverfügung hatte sie immer in der Handtasche, falls etwas passiert ...“

Georg ging ihr nach. „Mutter wäre die letzte, die etwas gegen eine Autopsie hätte, sie war schließlich Ärztin.“

Angelika durchwühlte die Handtasche ihrer Mutter und zerrte ein zerknittertes Papier aus dem Seitenfach. Triumphierend hielt sie ihrem Bruder die letzte Seite vor die Nase, das Blitzen in den Augen fegte die Verzweiflung aus ihrem Gesicht. Unter dem gedruckten Text der Patientenverfügung stand handschriftlich und rot unterstrichen: *Keine lebensverlängernden Maßnahmen! Keine Obduktion! Kein Sarg! Bitte Urnenbestattung!*

Georg ließ sich auf den Bettrand fallen und sackte in sich zusammen. Seine Worte klangen stimmbrüchig. „Ach Mama. Ohne dich ist alles grau.“ Unvermittelt wurde er von einem Schluchzen geschüttelt, dessen Heftigkeit Hennys Bett vibrieren ließ. Er streckte die Hand nach der Wange seiner Mutter aus, zuckte aber zurück, als er die Bandage berührte. „Das ist so, als hätte man in unsrem Garten den alten Kirschbaum herausgerissen, zu dem wir als Kinder in Papas Baumhaus geflüchtet sind – immer, wenn irgendwas brenzlich wurde, oder wenn wir traurig waren.“

Seine Schwester stellte sich vor ihn, er vergrub sein Gesicht in ihrem Bauch. Sie drückte ihn an sich, wiegte und streichelte ihn, murmelte Unverständliches. Die beiden Frauen tauschten über seinem Kopf einen Blick, sogar ein winziges Lächeln. Nach einer Minute erhob sich Georg, nahm Angelikas Kopf in beide Hände, bettete ihn an seine Schulter. „Hast ja Recht, wir müssen Mama loslassen. Wer weiß, was ihr erspart geblieben ist.“

„Das stimmt“, schaltete sich Carin ein. „Die Krankheit war in einem fortgeschrittenen Stadium, auch wenn es ihr momentan gut ging. Und sie ist friedlich eingeschlafen, nachdem sie gestern Abend noch völlig beschwerdefrei war – und ganz heiter. Sie hat mir sogar einen Schampus geschenkt, für eine besondere Gelegenheit.“

„Das ist typisch Mama“ schluchzte Angelika und lächelte unter Tränen.

Georg nickte und wischte sich mit dem Ärmel über die Nase. „Ich wette, Mutter würde sich eine rauschende Party wünschen, mit Champagner statt Leichenschmaus.“

Die Geschwister lösten sich aus der Umarmung und wandten sich simultan Carin zu. „Bitte, Frau Doktor, Sie müssen auch kommen. Mama hat immer gesagt, Sie wären ihr Schutzengel.“

Carin kämpfte die Tränen zurück; Profis heulen nicht im Dienst. Diesmal verlor sie den Kampf und fand sich in einer Umarmung zu dritt.

*

Endlich Freitag, Feierabend, kein Wochenenddienst, Date mit dem Lover. Die beiden Tage nach Hennys Tod hatte sie gegen ungewohnten Überdruß kämpfen müssen, ein Gefühl der Vergeblichkeit ihres Tuns, das sie selten erlebte.

Carin streifte die Schuhe ab und warf die Post auf den Couchtisch. Bis auf den Champagner war der Kühlschrank Wüste, der Grapefruitsaft fast leer, also kochte sie einen Ingwertee.

Auf der Couch legte sie die Füße hoch und griff nach dem Poststapel – das Übliche, Rechnungen, Werbung eine Einladung zum Krebskongress. Nur einen wattierten Umschlag konnte sie nicht zuordnen, die Adresse war handgeschrieben, die Schrift erschien Carin flüchtig bekannt, aber nicht vertraut. Kein Absender außer den Initialen H.S.

Mit einer Ahnung öffnete sie den Umschlag. Ein Buch fiel heraus, *Abschiedsfarben*, Kurzgeschichten von Bernhard Schlink. Dann erst sah sie den Brief.

Mi Cariño, ich weiß nicht, ob ich dir mit diesem Brief Unzumutbares aufbürde oder dich von einer Bürde befreie, die dich sicher belastet. Du kennst mich gut genug, um zu wissen, dass ich mir letzteres wünsche. Vorab möchte ich eine Frage beantworten, die du dir sicher in den vergangenen Tagen gestellt hast.

Nein, du und deine Kollegen, ihr habt alles richtig gemacht.

Nein, ihr habt auch nichts übersehen.

Ich bitte euch ausdrücklich um Entschuldigung, vor allem dich, meine Ärztin, meine Freundin und Wegbegleiterin durch die zwei Jahre meiner Krankheit. Verzeiht mir das Kopfzerbrechen, das ich euch bereitete, indem ich euch heimtückisch hinters Licht führte.

Mein Tod war ein gründlich geplanter Suizid.